



Leseprobe aus Wöhrer, Wintersteller, Schneider, Harrasser und Arztmann, Praxishandbuch Sozialwissenschaftliches
Forschen mit Kindern und Jugendlichen, ISBN 978-3-7799-3834-7
© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3834-7>

Einleitung

von Doris Harrasser und Veronika Wöhrer

Dieses Handbuch richtet sich an interessierte Pädagog_innen und Betreuungspersonen, die in ihrer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung erproben möchten. Es ist einsetzbar für verschiedene Kontexte, wie zum Beispiel Schule, Hort, Jugendzentrum, aber auch für andere Kinder- und Jugendgruppen jeglicher Art. Spezielles Vorwissen zu sozialwissenschaftlichem Arbeiten ist hilfreich, aber nicht notwendig, denn die relevanten Ansätze werden in diesem Handbuch anschaulich und praktisch vermittelt. Das Buch dient als Anleitung und Begleitung, um gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen die eigene Lebenswelt zu erforschen.

Die hier gesammelten Inhalte und methodischen Anleitungen sind das Ergebnis von zwei Forschungsprojekten des Vereins *Science Communications Research*, die im Rahmen der vom Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft (ehemaliges BMWF) initiierten Förderschiene *Sparkling Science* umgesetzt wurden: 2008–2010 *Tricks of the Trade – Feldforschung mit Schüler_innen* und 2013–2015 *Grenzgänge – Feldforschung mit Schüler_innen II*. Unser Forschungsteam bestand aus mehreren Sozial- und Kulturwissenschaftler_innen, die teilweise auch über Erfahrung in der Kinder- und Jugendarbeit verfügten. Kinder und Jugendliche als eigenständig Forschende hatte zuvor aber noch niemand von uns begleitet. Wir arbeiteten mit 9- bis 14-jährigen Schüler_innen zusammen, die im ersten Projekt eine Kooperative Mittelschule besuchten und im zweiten Projekt eine Schulversuchsschule, die ebenfalls die Sekundarstufe 1 umfasst. Einer der forschenden Schüler verfasste selbst einen Beitrag zu diesem Handbuch, in dem er forschende jugendliche Kolleg_innen direkt anspricht und eine Methode zur Ergebnispräsentation vorstellt (Kapitel 29).

Unser Ziel war es in einem partizipativen Prozess gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen Teile ihrer Lebenswelt zu beforschen. Für uns Wissenschaftler_innen erschloss sich dadurch ein Forschungsfeld, zu dem wir als Erwachsene gar keinen oder einen sehr anderen Zugang gefunden hätten, und für die Schüler_innen ergab sich so die Möglichkeit das reflexive Potential sozialwissenschaftlicher Forschung kennenzulernen, um ihre Lebenswelt kritisch zu hinterfragen. Fußball, Chatten, Geschwisterbeziehungen, Comics und Graffiti, Kantinenessen, Mehrsprachigkeit oder Berufsperspektiven waren einige der bearbeiteten Themen, die zu interessanten Erkenntnissen führten. Die Herangehensweisen und Methoden sozialwissenschaftlicher Forschung für die gemeinsame Arbeit mit jungen Forscher_innen nutzbar zu machen, war herausfordernd, aufregend und vor allem sehr bereichernd. Ansätze der Partizipativen Aktionsforschung (siehe Kapitel 1) gaben uns Orientierung in der Umsetzung unserer Ideen, in der Praxis wurden wir aber immer wieder vor nicht planbare Situationen gestellt, in denen wir spontan mit methodischen, didaktischen und auch gruppendynamischen Schwierigkeiten kreativ umgehen mussten. Dieses Handbuch stellt eine Sammlung von Erfahrungen dar, die wir im Laufe unserer Projekte gemacht haben und eine Überarbeitung bzw. Erweiterung der *Trickkiste für sozialwissenschaftliches Arbeiten*, die 2010 im Rahmen des Projekts *Tricks of the Trade* entstanden ist (Tricks 2010). Auch wenn es in unseren Projekten manchmal so schien, als sei zuerst primär Chaos produziert worden, bevor etwas Konstruktives entstehen konnte, können wir die sozialwissenschaftliche Forschung mit Kindern und Jugendlichen aus vollem Herzen empfehlen, da dies eine sehr lustvolle Zusammenarbeit und eine ungemein reichhaltige und interessante Erkenntnisproduktion ermöglicht, von der Wissenschaftler_innen, begleitende Erwachsene sowie

A EINLEITUNG

Kinder und Jugendliche ungemein profitieren können. Dieses Handbuch soll eine Unterstützung dafür sein – eine Art Leitfaden, der Wissen vermittelt, Orientierung gibt, aber auch dazu anregt, eigene Ideen einzubringen und mit unvorhersehbaren Situationen kreativ umzugehen.

In den einführenden Texten zu Beginn (Kapitel 1–4) möchten wir sozialwissenschaftliche Hintergründe vorstellen und verständlich machen, warum es interessant und sinnvoll ist, gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen einen forschenden Blick auf ihre Lebenswelt zu richten. In Kapitel 1 „Was ist Sozialforschung“ werden Leitideen und Grundbegriffe der sozialwissenschaftlichen Forschung vorgestellt. Im Kapitel „Warum sozialwissenschaftlich Forschen mit Kindern und Jugendlichen“ werden die Vorteile, die diese Form der Zusammenarbeit für alle Beteiligten hat, beschrieben. Im dritten Kapitel „Forschende Haltung“ werden Einstellungen und Blickpunkte vermittelt, die in der Sozialforschung wesentlich sind und die sich mitunter von pädagogischen Zugängen unterscheiden. In Kapitel 4 zu Forschungsethik werden wichtige vorab zu klärende ethische Fragen zur Forschung mit Kindern und Jugendlichen erläutert. In diesen allgemeinen Kapiteln werden die wichtigsten inhaltlichen Punkte am Ende in einem Kasten zusammengefasst. Kapitel 5 beschreibt zunächst den üblichen Ablauf eines Forschungsprojektes und erklärt die unterschiedlichen Phasen, die dabei durchlaufen werden. In Kapitel 6 wird dies anhand eines Beispielablaufes konkret verdeutlicht.

Der größte Teil des Buches (Kapitel 7–29) besteht aus Beschreibungen von Forschungsvorgehen und -methoden. Zu diesem Zweck wurden wissenschaftliche Methoden adaptiert und didaktisch so aufbereitet, dass sie den Bedürfnissen und Kompetenzen junger Forscher_innen gerecht werden. Durch Anwendungsbeispiele aus der Praxis wird dies veranschaulicht und nachvollziehbar gemacht.

Die Methodenbeschreibungen sind nach ihrem Ablauf im Forschungsprozess geordnet. Kapitel 7 bis 14 behandeln Methoden, die während des gesamten Projektverlaufes durchgehend (z. B. Kapitel 7: Forschungstagebuch) oder immer wieder (z. B. Kapitel 12: Begriffebox; Kapitel 13: Soziometrie) angewandt werden können. In den Kapiteln 15 bis 17 folgen Methoden, die helfen eine Forschungsfrage zu entwickeln (z. B. Kapitel 17: das Museum für Sozialforschung), in Kapitel 18 bis 22 jene zur Datenerhebung (z. B. Kapitel 19: Qualitative Einzelinterviews; Kapitel 22: Fragebogen), in Kapitel 23 bis 26 jene zur Datenanalyse (z. B. Kapitel 24: Interviews auswerten „Stop & Go“) und in Kapitel 27 bis 29 jene zum Projektabschluss und zur Präsentation der Ergebnisse (z. B. Kapitel 28: Quiz). Ganz am Ende findet sich ein Glossar, in dem die wichtigsten Begriffe noch einmal kurz und bündig erklärt werden.

Jede Methodenbeschreibung beginnt mit einer kurzen Darstellung des notwendigen Materials, einer Zeitangabe, die sich für die Durchführung als sinnvoll erwiesen hat, und dem vorrangigen Ziel der Methode. In den Texten wird beschrieben, was die Methode ist, wie sie durchgeführt wird und was sie jeweils leisten kann. Danach folgt meistens ein Anwendungsbeispiel aus unserer Zusammenarbeit mit den Schüler_innen. Am Ende sind „Tipps & Tricks“ zu finden, in denen sinnvolle Varianten oder Ergänzungen beschrieben werden.

Während der Aufbau der Texte immer gleich ist, variiert die Länge. Vor allem unter den prozessübergreifenden Methoden und den Methoden zum Finden einer Forschungsfrage sind einige Verfahren beschrieben, die recht knapp und einfach zu machen sind. Diese entsprechen nicht dem klassischen „Methodenkanon“ in den Sozialwissenschaften, sondern sind meist von uns für die Forschung mit Kindern und Jugendlichen adaptierte Ideen, Spiele oder didaktische Methoden. Dementsprechend ist auch ihre Beschreibung hier kürzer und wir gaben ihnen den Namen „Mini-Methoden“. Die Einordnung der jeweiligen Methoden in den Forschungsablauf (A = allgemeiner Text, ÜG = Übergreifende Methode über den gesamten Forschungsprozess, FF = Finden der Forschungsfrage, Datenerhebung = DE, Datenanalyse = DA, Präsentation = P) sowie ihre Eigenschaft als „klassische“ Methode (M) oder als „Mini-Methode“ (MM) werden in der farblichen Gestaltung und den Kurzbezeichnungen im Inhaltsverzeichnis und in der Kopfleiste sichtbar gemacht.

Diese Aufzählung der Forschungsmethoden, die mit Kindern und Jugendlichen gut angewandt werden können, ist natürlich nicht vollständig und kann von allen erweitert werden, die selbst mit Kindern und Jugendlichen forschen. Wir haben in diesem Buch selbst eine Auswahl getroffen, die unseren Ressourcen (d.h. vor allem der Qualität unserer eigenen Aufzeichnungen und des gesammelten Datenmaterials) geschuldet ist.

Was wir in diesem Handbuch nicht anbieten können ist ein „Rezept“, nach dem ein partizipatives Forschungsprojekt abläuft – ist jedes dieser Projekte doch abhängig von den konkreten zeitlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen, den Interessen der Forschungsgruppe und von der Forschungsfrage, die beantwortet werden soll. Es ist also immer notwendig aus dem Potpourri der Methodensammlung Nützliches und Passendes auszuwählen und auszuprobieren. Wir möchten auch festhalten, dass ein scheinbares „Scheitern“ an einer Methode (beispielweise konnten die gewünschten Daten nicht gesammelt werden oder die Analyse ergab scheinbar ohnehin Bekanntes) oft ein wichtiger Zwischenschritt ist, um über sich und die soziale Umwelt, in der die Forschung stattfindet, zu lernen.

Wir hoffen mit diesem Handbuch Lust auf gemeinsame Forschungstätigkeiten mit Kindern und Jugendlichen zu machen und eine praktische Anleitung zu geben, wie dies umgesetzt werden kann. Neugierde und Abenteuerlust sind allerdings Voraussetzungen für alle diejenigen, die sich auf die Erkundung bekannter und unbekannter Lebenswelten einlassen wollen. Wer sich intensiver mit dem Thema sozialwissenschaftlicher Forschung mit Kindern und Jugendlichen auseinandersetzen möchte, dem empfehlen wir unsere Publikation „Partizipative Aktionsforschung mit Kindern und Jugendlichen“ (Wöhler et al. 2017), die im Rahmen unserer Forschungsarbeit entstanden ist.

PS: Geschlechtsneutrale Schreibweise

Wir haben uns in diesem Handbuch für eine geschlechtsneutrale Schreibweise entschieden. Vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Untersuchungen, die zeigen konnten, dass männliche Begriffe vor allem mit männlichen Personen assoziiert werden und nicht benannte Personen auch in den Assoziationen nicht auftauchen, (Braun et al. 1998) können und wollen wir nicht davon ausgehen, dass automatisch jene Personen mitgemeint sind, die explizit nicht erwähnt werden. Das betrifft einerseits Frauen und Mädchen, die in männlichen Formen nicht repräsentiert sind, andererseits auch Personen, die sich nicht nur einem der beiden Geschlechter „Mann“ oder „Frau“ bzw. „Bub“ oder „Mädchen“ zuordnen wollen. Um dies sichtbar zu machen, haben wir geschlechtsneutrale Formulierungen mit dem sogenannten Unterstrich gewählt, wie von S_he (2003) vorgeschlagen. Wir schreiben also beispielsweise „Pädagog_innen“, in denen männliche und weibliche Personen genannt werden sowie ein Zwischenraum Platz für jene symbolisieren soll, die sich keiner dieser beiden Varianten zuordnen wollen.

Literatur

- Braun, Friederike/Gottburgsen, Anja/Sczesny, Sabine/Stahlberg, Dagmar (1998): Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL) 26: 265–283.
- S_he (2003): Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. In: Arranca 28: <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap> (Zugriff 17. 1. 2016).
- Tricks (2010): Eine Trickkiste. <http://tricksofthetradeproject.info/science/eine-trickkiste/> (Zugriff 17. 2. 2015).
- Wöhler, Veronika/Wintersteller, Teresa/Arztmann, Doris/Harrasser, Doris/Schneider, Karin (2017): Partizipative Aktionsforschung mit Kindern und Jugendlichen. Von Schulsprachen, Liebesorten und anderen Forschungsgruppen. Wiesbaden: Springer VS.

1. Was ist Sozialforschung?

von Veronika Wöhrer

Um mit Kindern und Jugendlichen sozialwissenschaftlich forschen zu können, ist es sinnvoll sich zunächst mit einigen Grundbegriffe und Leitideen aus den Sozialwissenschaften vertraut zu machen. Die Sozialwissenschaften sind jene Wissenschaften, die sich mit Menschen in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen beschäftigen. Oder anders gesagt: Es werden Fragen danach gestellt, wer was wie und warum tut; und diese Fragen werden in Bezug auf die soziale Umgebung und die gesellschaftlichen Strukturen beantwortet. Zu den Sozialwissenschaften gehören die Soziologie, die Politikwissenschaft, die Ethnologie, aber auch Geschichte, Geographie, Medienwissenschaften oder Psychologie können sozialwissenschaftlich betrieben werden, wenn die Fragehaltung und die Verfahrensweisen dem entsprechen.

Forschungsparadigmen

In den Wissenschaften gibt es verschiedene so genannte „Paradigmen“ (also in etwa „wissenschaftliche Schulen“ oder „Herangehensweisen“), die sich in ihrem Verständnis davon, was gute Forschung ausmacht, nicht unbedingt einig sind. Ein bis heute in der Wissenschaft dominantes Paradigma ist das der „positivistischen Wissenschaft“, das, kurz gesagt, besagt, dass sich wissenschaftliche Erkenntnis auf die Interpretation „positiver“ Befunde stützen soll, d.h. auf Daten, die aus Experimenten unter vorab festgelegten Bedingungen entstehen. Nach diesem Verständnis soll Wissenschaft universell gültig, wertfrei und objektiv sein. Letzteres bedeutet, dass ein Ergebnis so zustande gekommen sein soll, dass jede andere Person unter gleichen Umständen zu dem gleichen Ergebnis kommen könnte. Vertreter_innen eines „konstruktivistischen Paradigmas“ gehen hingegen davon aus, dass Wissenschaft wie andere gesellschaftliche Bereiche auch (sozial) konstruiert ist, d.h. von Menschen hergestellt wird. Jede Form der Wissenschaft hat nach diesem Verständnis immer auch subjektive Anteile, beispielsweise in der Art der Fragestellung oder der Wahl der Forschungsmethode und kann daher gar nicht völlig wertfrei sein.

Das positivistische Paradigma

In der Sozialforschung wird dieses Paradigma oft in der so genannten quantitativen Sozialforschung vertreten. Diese arbeitet, wie der Name sagt, mit quantifizierbaren Daten, d.h. zumeist mit standardisierten Fragebögen oder Interviewleitfäden und statistischen Verfahren zur Berechnung der Ergebnisse. Denn dabei kann der Einfluss eines_r einzelnen Forscher_in auf das Ergebnis möglichst gering gehalten werden; die Objektivität der Daten und der Interpretation scheint besonders groß, da in Zahlen nachweisbar. Auch eine größtmögliche Distanz zu den Forschungspersonen soll diesen geringen persönlichen Einfluss auf die Forschungsergebnisse gewährleisten.

In dieser Form der Forschung wird meist „deduktiv“ vorgegangen, d.h. vom Allgemeinen zum Besonderen schließend. Dabei geht der_die Forscher_in zunächst von einer so genannten „Hypothese“ aus, das ist eine Vermutung über einen Zusammenhang (z.B. Frauen verdienen schlechter als Männer, auch wenn sie gleich gut ausgebildet sind) und formuliert eine Forschungsfrage, mit der er_sie diesen Zusammenhang überprüfen kann (z.B. Verdienen Frauen weniger als ihre männlichen Kollegen, wenn diese in der gleichen Branche tätig sind und die gleiche Ausbildung haben?). Dann wird versucht diese Frage zu „operationalisieren“, d.h. bear-

beitbar zu machen. Der_die Forscher_in überlegt sich also, was er_sie konkret wie untersuchen muss, um diese Frage beantworten zu können (z. B. einige Betriebe einer bestimmten Wirtschaftsbranche auswählen und eine Stichprobe von weiblichen und männlichen Angestellten des mittleren Managements zusammenstellen, die nach ihrem Einkommen befragt werden. Diese Antworten werden dann mit den Lebensläufen und den Arbeitserfahrungen verglichen). In der quantitativen Sozialforschung sind Repräsentativität, Reliabilität und Validität die zentralen Gütekriterien für wissenschaftliche Forschung.

Repräsentativität bedeutet, dass die Ergebnisse, die in einer kleineren Gruppe von Personen herausgefunden werden, auch wirklich auf die ganze „Grundgesamtheit“ der Bevölkerung, für die die Fragestellung formuliert war, übertragbar ist. Ein klassisches Beispiel dafür sind die Wahlhochrechnungen: Hier muss anhand von Interviews mit wenigen Wähler_innen auf die Gesamtheit der wahlberechtigten Bevölkerung Österreichs geschlossen und hochgerechnet werden.

Reliabilität (oder „Zuverlässigkeit“) bedeutet, dass eine Untersuchung unter gleichen Bedingungen auch von einer_m anderen Forscher_in zu den gleichen Ergebnissen führen muss. Angestrebt wird also die Wiederholbarkeit der Ergebnisse unter gleichen Bedingungen. Dies ist naheliegender Weise bei standardisierten Fragebögen oder statistischen Berechnungen leichter gegeben als bei sogenannten „interpretativen Verfahren“, die weiter unten beschrieben werden.

Unter Validität (oder „Gültigkeit“) wird verstanden, dass Methode und Untersuchungsanordnung daraufhin überprüft werden müssen, ob sie auch das messen, was gemessen werden soll. Hier geht es also darum, ob eine Forschungsmethode oder ein „Forschungsdesign“ – also die Abfolge aller gewählten Methoden – zur Forschungsfrage passt. So kann ich im oben genannten Beispiel einer Untersuchung über gleiche oder ungleiche Löhne von Männern und Frauen diese zwar in Interviews nach ihrem monatlichen Einkommen fragen, wenn ich dies aber als einzige Datenquelle heranziehe ohne andere Daten wie beispielsweise Aussagen der Personalabteilung, Lohnzettel, etc. ebenfalls zu erheben, werde ich nur ungenaue Informationen erhalten, auf deren Basis kaum sichere Ergebnisse errechnet werden können.

Hinter diesen Kriterien liegt also die Vorstellung, dass die Erfassung und Wiedergabe einer „sozialen Realität“ neutral erfolgen kann, die dafür von subjektiven Einflüssen – die als Störfaktoren gelten – befreit werden sollte.

Das konstruktivistische Paradigma

In den Sozialwissenschaften hat das konstruktivistische Paradigma vor allem in der interpretativen Sozialforschung Bedeutung. Hier wird eine andere Auffassung von Wissenschaft vertreten. Es wird davon ausgegangen, dass Forschung immer subjektiv ist und nie völlig wertneutral sein kann: Von der Auswahl des Forschungsthemas und der Forschungsfrage, über die Form der Datenerhebung und der Auswahl der untersuchten Personen bis zur Interpretation der Daten und der Präsentation der Ergebnisse stehen eine Menge von Entscheidungen an, die die jeweilige Forscher_innen persönlich treffen. Aus all diesen die persönlichen Standpunkte, Vorlieben, Einstellungen, etc. des_der Forscher_in herausrechnen zu wollen, scheint bestenfalls näherungsweise möglich. Daher wird im interpretativen Paradigma nicht die Neutralisierung subjektiver Einflüsse angestrebt, sondern ein bewusster und selbstreflexiver Umgang damit. Qualitative Sozialforschung funktioniert zumeist „explorativ“, d. h. es werden keine bestehenden Hypothesen geprüft, sondern neue Hypothesen erstellt. Es soll etwas herausgefunden werden, von dem noch nichts Genaues bekannt ist. Hier werden also an konkreten Beispielen eines Ausschnitts der sozialen Welt (z. B. einer Schulklasse) bestimmte Zusammenhänge erst herausgearbeitet. Daher werden in der interpretativen Sozialforschung Forschungsfragen oft recht breit gestellt. Es gilt zunächst möglichst offen an das Forschungsfeld heranzugehen. Konkretere und engere Fragestellungen werden erst im Laufe der Forschungstätigkeit formuliert und es werden Ideen über Zusammenhänge formuliert.

A WAS IST SOZIALFORSCHUNG?

Interpretative Sozialforschung, die oft auch qualitative Sozialforschung genannt wird, hat auch andere Richtlinien. Der Soziologe Siegfried Lamnek (2005) nennt beispielsweise: Offenheit, Forschung als Kommunikation, Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand, Reflexivität von Gegenstand und Analyse, Explikation, und Flexibilität. Wichtig ist dabei vor allem, dass die Personen im Forschungsfeld mit ihrem Wissen und ihren Interpretationen ihrer sozialen Realität ernst genommen werden. Sie werden nicht primär als Datenlieferant_innen, sondern als Expert_innen ihrer Lebenswelt verstanden. Dementsprechend wird die Interaktion und Kommunikation zwischen Forscher_innen und Beforschten als wichtiger Teil der Forschung gesehen (*Forschung als Kommunikation*). Qualitativ arbeitende Forscher_innen sollen möglichst offen für Unvorhergesehenes sein und ihre Methoden den Anforderungen des Feldes anpassen (*Offenheit, Prozesscharakter von Forschung, Flexibilität*). Es wird anerkannt, dass Kontaktabbau, Erhebungen und Analysen in einem Forschungsprozess notwendigerweise subjektiv geformt sind. D.h. Forschungssituationen sind nicht in gleicher Form von anderen Personen wiederholbar. Es soll aber genau dokumentiert werden, wie der_die Forscher_in zu seinen_ihren Daten und Ergebnissen gekommen ist, sodass sie von anderen nachvollzogen (oder angezweifelt) werden können (*Explikation*).

Es wird davon ausgegangen, dass sich Einzelfälle reflexiv auf die Gesamtgesellschaft beziehen, d.h. konkret, dass sich in jeder Situation und Interaktion Muster und Strukturen zeigen, die auf gesamtgesellschaftliche Regeln verweisen (*Reflexivität von Gegenstand*). So können also anhand einzelner Fälle und kleiner Gruppen Muster aufgezeigt werden, die Wesentliches über das zugrunde liegende soziale System aussagen. Zudem wird beachtet, dass die erhobenen und analysierten Daten einen momentanen Zustand eines Feldes beschreiben, das aber seinerseits nicht statisch ist und sich also selbst weiterentwickelt und verändert (*Prozesscharakter vom Gegenstand*). Nicht zuletzt sind ja die Forscher_innen selbst ein Einfluss, der auf das Forschungsfeld wirkt und dieses verändert. Demnach ist ein weiteres wichtiges Anliegen der qualitativen Sozialforschung, den eigenen Einfluss auf das Forschungsfeld und auch auf die Forschungsergebnisse mitzuerheben und zu analysieren (*Reflexivität von Analyse*).

Partizipative Aktionsforschung

Partizipative Aktionsforschung (PAR) ist eine Herangehensweise, die einige Gemeinsamkeiten mit interpretativer Sozialforschung aufweist, sich aber in einigen wichtigen Punkten unterscheidet. PAR ist zunächst aktionsorientiert, das heißt sie beginnt bei einer Frage oder einem Problem, das sich in der Praxis stellt. Wie Yoland Wadsworth (1998) festhält, beginnt Partizipative Aktionsforschung meist mit einem Innehalten, also mit einer Problemdefinition. Dafür müssen Lösungen gesucht werden. Eine Möglichkeit zu Lösungen zu kommen, ist eine sozialwissenschaftliche Untersuchung der Missstände. Dies führt uns zum vielleicht wichtigsten Unterschied zwischen PAR und anderen sozialwissenschaftlichen Herangehensweisen: Die Unterscheidung zwischen Forschenden und Beforschten wird aufgeweicht oder sogar ganz aufgelöst. Das heißt, dass die Personen, die sonst „beforscht“ werden, nicht nur in der Befragung als Expert_innen ihrer Lebenswelt ernstgenommen werden, sondern als Ko-Forscher_innen an der ganzen Forschung mitbeteiligt sind (vgl. Bergold/Thomas 2010). Oft kommt schon die Fragestellung bzw. der Wunsch nach einer sozialwissenschaftlichen Forschung von ihnen. Die ausgebildeten Sozialwissenschaftler_innen werden im Laufe des Forschungsprozesses zu Coaches und Begleitenden von Forschungsprozessen, die mehrheitlich in den Händen der Personen liegen, die die Forschung in Auftrag gegeben haben. Die Ideen dahinter sind, erstens, dass diese Personen ihre Lebenswelt selbst besonders gut kennen, dass sie auch die erzielten Ergebnisse und die möglichen Umsetzungen dieser Ergebnisse daher selbst am besten einschätzen können, zweitens, dass das Durchführen von Sozialforschungen erlernbar ist und drittens, dass es eine wichtige Kompetenz ist, die eine ermächtigende Komponente für die Personen im Feld hat (vgl. von Unger 2014).

Was ist den Ansätzen gemeinsam?

Obwohl quantitative und qualitative Verfahren hier gegenübergestellt wurden und diese Differenzierung in vielen Lehrbüchern zu finden ist, wird sie auch immer wieder kritisiert. In der Praxis gibt es zahlreiche Mischformen und Kombinationsvarianten. „Methodentriangulierung“ oder Mixed-Methods sind Fachbegriffe dafür, wenn unterschiedliche Verfahren zur Datengewinnung und Datenanalyse kombiniert werden, um einen guten und tiefgehenden Einblick in ein Forschungsfeld zu bekommen. Die unterschiedlichen Ansätze werden hier nicht zuletzt deshalb in dieser Form gegenübergestellt, um zu zeigen, dass die Bedeutung und die Bewertung dessen, was Forschung ist und leisten soll, auch innerhalb der sozialwissenschaftlichen Community keineswegs einheitlich sind.

Bei aller Verschiedenheit der Paradigmen und Vorgehensweisen zeichnet sich wissenschaftliche Forschung aber doch stets dadurch aus, dass (Forschungs-)Fragen in den meisten Fällen nicht zu klaren Antworten, sondern zu weiteren Fragen führen – diese Fragen sind dann aber auf „höherem Niveau“ angesiedelt: D.h. ich weiß nun mehr über meinen Forschungsgegenstand und kann präzisere und interessantere Fragen stellen als bei der ersten Forschung(setappe).

Außerdem erfordert jede wissenschaftliche Forschung Neugierde und Offenheit, damit möglichst unvoreingenommen an neue Themen und Forschungsfelder herangegangen werden kann¹. Bewertungen von Ideen oder von Wissen sind in der wissenschaftlichen Forschung hinderlich, weil sie tendenziell den Blick verstellen. Wir haben unsere Versuche den forschenden Kindern und Jugendlichen und ihren Kontexten möglichst unvoreingenommen gegenüberzustellen und uns „überraschen zu lassen“ im Team auch „pragmatische Naivität“ genannt. Denn nur, wenn ich versuche, einem Forschungsfeld positiv und möglichst vorurteilslos gegenüberzustehen, bin ich offen für neue Entdeckungen, für Überraschungen und Unvorhergesehenes – und genau das sind ja besonders interessante Forschungsergebnisse.

Was machen wir? Und wo steht dieses Handbuch?

Unsere eigene Herangehensweise, und die in diesem Handbuch am häufigsten geschilderte, entspricht dem interpretativen Paradigma bzw. der partizipativen Aktionsforschung. Obwohl in der Forschung mit Kindern und Jugendlichen die Idee Sozialforschung zu betreiben zumeist zuerst von den Erwachsenen eingebracht wird, ist das Ziel, ihnen zunächst die wichtigsten Begriffe und Methoden zu vermitteln, damit sie dann selbst forschen können. D.h. sie selbst können und sollen Forschungsthemen und -fragen finden, die sie interessieren und werden dann dabei unterstützt die passenden Methoden zu wählen, die Daten selbst zu erheben, zu dokumentieren und auszuwerten. In all diesen Phasen stehen Betreuungspersonen unterstützend zur Seite, geben Hinweise und Tipps, fassen zusammen und strukturieren, wenn notwendig. Doch die Entscheidungen treffen zu einem großen Teil die Kinder und Jugendlichen selbst. Auch die Präsentation der Ergebnisse findet mit den Jugendlichen gemeinsam statt in einer Form und in einem Medium, die ihnen naheliegen bzw. die sie gewählt haben.

Die im weiteren Verlauf des Handbuches genannten Methoden und Vorgehensweisen entstammen unterschiedlichen Schulen und Herangehensweisen. In manchen Fällen entsprechen sie klassischen Sozialforschungsmethoden (z.B. teilnehmende Beobachtung in Kapitel 18, qualitatives Interview in Kapitel 19 oder Fragebogen in Kapitel 22), manchmal sind sie Abwandlungen (z.B. Interview auswerten mit „Stop & Go“ in Kapitel 24) oder Erweiterungen (z.B.

1 Unvoreingenommenheit ist natürlich nur ein angestrebter Näherungswert: Niemand ist völlig vorurteilsfrei. Wir haben alle bestimmte Ideen und Meinungen und können nicht immer umhin spontan zu werten. In der Wissenschaft wird jedoch – mit verschiedenen Methoden – versucht, diese entweder gering zu halten (positivistisches Paradigma) oder zu reflektieren und damit sowohl offen zu legen als auch bearbeitbar zu machen (konstruktivistisches Paradigma).